

Karl Knortz

Märchen und Sagen der
Indianer Nordamerikas

Anaconda

Der Text erschien zuerst 1871 bei Costenoble in Jena.
Orthografie und Interpunktion wurden für diese Ausgabe
auf neue deutsche Rechtschreibung umgestellt.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2017 Anaconda Verlag GmbH, Köln

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: »Tribal seamless colorful geometric pattern.
Ethnic vector texture. Traditional ornament«, © Chernushka /
Shutterstock. – »Indianischer Traumfänger, Dekoration,
Fotografie, Horizontal, Indigenes Volk«, © worawuti7 / iStock

Umschlaggestaltung: Druckfrei. Dagmar Herrmann, Bonn
Satz und Layout: InterMedia – Lemke e. K., Ratingen

Printed in Czech Republic 2017

ISBN 978-3-7306-0482-3

www.anacondaverlag.de

info@anacondaverlag.de

EINLEITUNG

Ich weiß nicht, ob es gerade ein lohnendes Unternehmen ist, die Märchen, Sagen und Fabeln der wilden Rothäute der nordamerikanischen Urwälder und Prärien zusammenzustellen; äußerst mühevoll ist es sicher, das so weitläufig zerstreute Material aus den vielen englischen und französischen Büchern und mündlichen Berichten der Missionare, Dolmetscher, Reisenden und Indianeragenten zu kollektieren, zu ordnen und umzuschreiben. Doch glaube ich, dass es jedenfalls eine interessante Aufgabe ist, der ich mich hier unterzogen habe, denn statt der Anzahl der bisherigen stereotypen Skalpgeschichten hält uns eine solche Sammlung einen klaren Spiegel indianischen Gemütslebens vor, bestehend in uroriginellen, wild aufgeschossenen, zwischen Blumen, Gras und Wigwamstangen gekeimten Fantasien, mit denen sich der alte Mediziner schon mehr als tausendundeinmal ein »heiligeres« Ansehen gegeben und der vom rauhen Kabibonokko in den Wigwam gebannte Familienvater seinen Kindern schon ebenso oft Hunger wie Langeweile vertrieben hat.

Nur im Winter hat der Indianer zu solcher Unterhaltung Zeit und Muße, denn im Sommer, wenn »die Wildnis blüht wie eine Rose« und ihn die Strahlen der Sonne aus der engen Hütte jagen, verbieten ihm sein Gewissen und seine Sicherheit jene Fantastereien, denn

es würden ihm dann zur Strafe, wie die alten Propheten lehren, Kröten und Klapperschlangen die nächtliche Ruhe rauben.

Ruhig sitzt er dann neben seinem glimmenden Baumstamm, raucht gelassen seine Pfeife und lässt sich dabei, wenn er gerade sprechselig und nicht allzu hungrig ist, ob seiner merkwürdig verschlungenen Geschichten bewundern, wie er sie fand:

In des Waldes Vogelnestern,
In dem Hüttenbau des Bibers,
In des Büffelochsen Hufspur,
In dem Felsenhorst des Adlers.

Da erzählt er seine haarsträubenden Sagen von himmelhohen Riesen, deren Mäntel aus Skalpen und deren Trinkgeschirre aus Schädeln ihrer Feinde bestanden; von Mammutbüffeln, die so große Füße hatten, dass sie mit einem allein den größten Wald niedertreten konnten; von baumstarken Manitus, deren Anzahl sich wie die Götter der Hindus nur nach Millionen berechnen lässt, oder von leichtfüßigen Elfen, die wie die Virgilsche Camilla über die Flüsse liefen, ohne sich die Füße zu benetzen, oder über einen Kornacker, ohne eine Ähre zu knicken – und das Echo dieser Erzählungen tönt doch sicherlich viel angenehmer und lieblicher als das jener vielen absichtlich entstellten, von müßigen Köpfen dem Geschmack des ungebildeten Publikums angepassten Gräuelgeschichten, die sich von zahlreichen »zivilisierten« Völkern in noch bedeutend grelleren Farben

aufzeichnen ließen, wenn den Lesern nur damit gedient wäre. Aber die arme Rothaut ist einmal vor der öffentlichen Meinung in Ungnade gefallen, und sie ist bereits auch zu alt und zu schwach geworden, um vielleicht noch die Zeit eines günstigen Umschwungs erleben zu können, und es wird auch nicht mehr lange dauern, dass ihre Geschichte, die ja bis jetzt nur von ihrem Untergang handelte, wie ein aus uralten Zeiten überliefertes Märchen klingen wird; denn die Beherrscherin der Welt, die Zivilisation, hat jene traurigen Gestalten längst für überflüssig erklärt und ihnen schon seit geraumer Zeit im Urwald die dickste Eiche umgebogen, die ihnen den Weg zum nahen Grab zeigt.

»Das Geschlecht der Kornsäer ist mächtiger als das der Fleischfresser.«

Die Zivilisation ist eben mit einem wohlgepflegten Garten zu vergleichen, dessen Hüter hauptsächlich darauf angewiesen ist, die wilden Tiere davon fernzuhalten.

So ist's mit dem Indianer. Als sich herausstellte, dass ihm das Wort »Fortschritt« ein unbekannter Begriff war, der weder in seinem Kopf noch in sein ganzes Leben passte, sahen sich die Blassgesichter gezwungen, ihm seinen besonderen Boden anzuweisen, wo er mit seinem Freund, dem Büffel, in gleicher Kategorie stand und nur noch insofern als höheres Geschöpf betrachtet wurde, als er ständig das willfähige Werkzeug zu den nichtswürdigsten Spekulationen abgab.

Zwar wurden für ihn die mildesten und humansten Gesetze und Bestimmungen erlassen, und sein Land wurde ihm so teuer bezahlt, wie man es einem Weißen

hätte bezahlen müssen, aber er erhielt doch so gut wie gar nichts dafür. Seine Annuitäten werden gegen die wertlosesten Sachen umgetauscht. Senator Neshmith von Oregon sagte einst in einer Rede, dass er Augenzeuge gewesen sei, wie einem Stamm anstatt des bestimmten Geldes und der wollenen Decken vierzig Dutzend Paare elastischer Strumpfbänder geschickt wurden, trotzdem keiner jener Indianer je vorher nur einen Strumpf gesehen hatte.

So haben sie also ihre angestammte Heimat verloren und das bisschen Wild, das sich noch auf den für sie reservierten Strecken herumtreibt, wird auch tagtäglich seltener, denn der verwegene Trapper achtet keine Grenze, sondern geht hin, wo es ihm gefällt, bestraft aber jede unglückliche Rothaut, die sich desselben Verbrechens schuldig macht, unbarmherzig mit dem Tod oder mit Grausamkeiten, die die der roten Rasse bei Weitem in den Schatten stellen. Denn jene verwegenen Gesellen, die sich dem unsteten Trapperleben, das tagtäglich von allen erdenklichen Gefahren umgeben ist, widmen, schlagen ihr Leben äußerst gering an und das ihrer roten Brüder natürlich noch viel geringer.

Alle Indianer stimmen darin überein, dass es, seit sie mit den Weißen Umgang gepflogen hätten, bedeutend mehr Diebe, Mörder und sonstige schlechte Kerle unter ihnen gäbe.

Der Prophet Tecumseh sagte einst in einer Rede: »Als der weiße Mann seinen Fuß auf unser Land setzte, war er hungrig und schwach und hatte keinen Platz, wohin er seine Decke legen, und kein Feuer, an dem er sie

trocknen konnte. Unsere Väter teilten alles mit ihm; wenn er Hunger hatte, speisten sie ihn, wenn er krank war, brachten sie ihm Medizin, und wenn es kalt war, wärmende Felle. Aber der weiße Mann ist wie die halb erfrorene Schlange, die ihren Wohltäter, der sie in seinem warmen Wigwam aufnahm, heimlich mit ihrem Gift tötete. Der weiße Mann macht jetzt Jagd auf uns und verschont weder unsere Kinder noch unsere Frauen, noch unsere alten, hilflosen Leute. Gott hat ihm ein großes Land hinter dem Wasser gegeben, aber er ist mit nichts zufrieden, und nun sucht er uns aus unserer Heimat zu vertreiben!«

Letzteres ist's denn, was den roten Mann zur Verzweiflung treibt und was ihn lehrt, sich zuweilen ähnlicher Waffen zur Verteidigung zu bedienen. Ein jeder Weißer aber, der es mit ihm ehrlich, aufrichtig und human meint, ist mit einem Edelmut, einer Liebe und einer Aufopferung belohnt worden, die bei den zivilisierten Völkern zu großer Seltenheit gerechnet werden müssen. Ich erinnere da nur z. B. an William Penn oder an den Franzosen Dubuque, Gründer der gleichnamigen Stadt in Iowa, zu dessen Ehren lange Jahre nach seinem Tod ein heiliges Feuer unterhalten wurde; dann an den Pelzjäger Henry, den zur Zeit des Krieges Pontiacs gegen die Engländer ein Indianer schnell an Bruders statt annahm und dann seinen Häuptling durch reiche Geschenke bewog, ihn als solchen anzuerkennen und ihm das Leben zu schenken. Dann erinnere ich noch an den Missionar Dean, dessen Geschichte ein Pendant zur Pocahontas-Affäre bildet. Es war nämlich

beschlossen worden, ihn zur Sühnung eines durch ein Bleichgesicht getöteten Indianers hinzurichten, als plötzlich alle Weiber des ganzen Dorfes herbeisprangen und einstimmig erklärten, dass, wenn nur eine rote Hand den Kopf des weißen Mannes berühre, sie sich augenblicklich ermorden würden. Dabei zog jede ein verborgen gehaltenes Messer hervor.

Auch erinnere ich noch an Washington, den die Irokesen Hänodägänears oder den »Städtezerstörer« nennen. Als die indianische Medizin oder Religion ihren Himmel schuf, dachte sie natürlich nicht an das Bleichgesicht und reservierte ihm daher auch keinen Sitz; sie fand übrigens auch später, dass es keines solchen würdig war. Als aber die wilden Söhne die Gerechtigkeit und die Humanität Washingtons – des Mannes, den sie schon seit der Schlacht von Monongahela von einem mächtigen Manitu beschützt glaubten – kennenlernten, da wurde es ihnen doch bang ums Herz, wenn sie dachten, dass dieser gute Mann wohl die ganze Ewigkeit am großen, mit faulen Fröschen und Eidechsen gefüllten Stinkfluss zubringen müsse, und ihre Medizinmänner sahen daher schnell nach und fanden dicht am Eingang des Paradieses einen wunderschönen Hügel voll schattiger Bäume und duftender Blumen, und darauf bauten sie seiner Seele eine trauliche Heimat, die jeder Indianer beim Eintritt in den Himmel passiert und freundlich begrüßt.

Zur Kälte der Hölle jedoch ist noch kein Weißer ausdrücklich verdammt worden, trotzdem die Gründe dafür wohl tausendfach auf der Hand liegen.